

Der Seehund.

Novellette von Gustav Wied.

Es war in dem Sommer, als ich draußen am Kattegat, eine Meile von Gelbstoff, wohnte. Ich hatte gerade das Fenster geöffnet und redete mich wohlbehalten und athmete die frische Morgenluft ein, die vom Meere her über den schmalen Strand dahin strich. Ich hatte in der Nacht so gesegnet geschlafen — von zwölf bis acht einhalb Uhr, nur mit einer Unterbrechung um fünf Uhr, wo ich stets aufwachte und ein Glas Wasser trankte...

„Zu den Waldböfen. — Das ist ja über eine Viertelstunde weit!“ „Ja, freilich. Aber er läuft doch.“ „Zu den Waldböfen?“ „Zu den Waldböfen.“ „Wartet denn der Seehund auf ihn?“ „Zum Deibel, ja, er wartet!“ „Wo, sagen Sie, liegt er?“ fragte ich eifrig. „Allmächtiger Himmel“, sagte der Gutsbesitzer und faltete die Hände. — „Sollen wir nun wieder von dort anfangen?“ „Nein“, sagte ich, „nein, ich weiß es wohl! Ich geh' schon!“ Und dann ging ich. „Wollen Sie nicht erst Ihren Kaffee trinken?“ rief er mir nach. „Nein“, sagte ich, „dazu ist jetzt keine Zeit.“ Ich lief über das Feld und zu meiner Villa hinunter, wo ich mich mit einem Revolver und einem Sonnenschirm versah, um mich doch nicht ganz unbesonnen einzufinden. Darauf ging der Weg das Ufer entlang bis zum Kalkbruch. Dort unten war nicht ein Mensch zu sehen. Schaufeln, Haken und Hebestangen lagen planlos durcheinander geworfen. Ein Paar Holzschuhe standen hier und ein Paar andere da. Und dort unter dem Hügel hielt ein halbgelbter, klappernder, einfüßiger und verlassener auf den Schienen. Es sah aus, als ob die ganze Mannschaft die Flucht ergriffen hätte, von unbändiger Angst gepackt. Nur der Berg stand da, seine hundert und fünfzigtausend imponierende Fuß hoch und mit seinen wechselnden Schichten Kies, Thon, Wacken und Kalksteinen. Und er sah solide und kräftig genug aus, um bis ans Ende der Welt und noch ein paar Jahrhunderte länger Stand halten zu können. Aber vom Seehund war keine Spur zu erblicken. Ich wandte mich um und sah über das Meer hinaus: Ganz vorn am Ufer war es dunkelblau, weiter draußen grün, dann wieder braun und ganz draußen blau. Ein paar Schiffe segelten mit vollen Segeln weit fort und näher am Lande lagen ein paar Fischerboote und waren Netz aus. Die Wellen schlugen plätschernd gegen die Ufersteine, und die Sonne strahlte, und Möven und Seeschwalben streiften in großen Bögen über meinem Haupte. Aber im Wasser war auch kein Seehund zu erblicken. Da begann ich, das Ganze zu bereuen. Ich steckte den Revolver in die Tasche und den Sonnenschirm unter den Arm und dachte daran, daß es eine Schande wäre, daß ich nicht oben auf dem Gut meinen Kaffee getrunken hätte; denn mir begann inwendig flau zu werden, nachdem Begeisterung und Spannung sich gelegt hatten. Aber ich ging doch weiter an der Küste entlang, von dem neuen Kalkberg fort und auf den alten zu. Unterwegs stieß ich wieder auf ein Paar Holzschuhe und zwanzig, dreißig Schritte von diesem entfernt lagen ein paar graue Wollhosen mit weißer Borte. „Also diesen Weg hat das Meer genommen!“ dachte ich und kühlte mich neu belebt, zog den Revolver aus der Tasche, spannte den Sonnenschirm auf und ging weiter. Und gerade während ich den Kopf über eine Art Wall oder Damm emporstreckte, den die Wellen fort gekippt haben, die vom Hügel fort gekippt werden, fiel mein Auge auf den Seehund. Er lag — fünfzig Ellen vom Lande ab — auf einem Stein und sonnte sich. Als er mich kommen hörte, wandte er den Kopf nach mir um und zwinkerte arrogant mit den Augen. Ich freckte dem Thier meinen Revolver entgegen, ließ die Verdickung im Sonnenschirm spielen und sagte: „Kannst Du dagegen was austrichten, alter Junge?“ Aber der Keil wandte höhnisch den Kopf ab, streckte sich behaglich und gähnte. Und dann lag er wieder still und ließ das Wasser über sich hinschlagen. Ich wurde erbittert, denn bei dem Anblick war ja gar keine Rede davon, daß ich den Burschen mit meinem Revolver aufmuntern konnte. Ich schaute umher, um zu sehen, ob nicht irgendwo ein beherrzter Mann verborgen läge, den ich dazu bewegen konnte, mit mir auf dem Rücken hinauszuwaten, damit ich im Stande war, zu schießen. Aber es war kein Schimmer eines Menschen zu entdecken. Der Seehund lag direkt draußen und machte mich zum Narren. Und es schien mir, als ob ich ihn ansehend könnte, daß er sich köstlich amüsierte. Er rollte seinen wuscheligen Körper von einer Seite zur anderen, bog die Hinterpfoten und den kleinen abgehängten Schwanz über den Rücken vor, gähnte und schnaute und ließ die Luft wohlbehalten durch die Nasenlöcher aus! Und hin und wieder schien es, als spudde er nach mir. Es ärgerte mich furchtlich, hier stehen und mich in seine Ungezogenheiten finden zu sollen, und ich begann, stark daran zu denken, mich auszukleben und in's Wasser zu gehen, um ihn zu kügeln. Da hörte ich plötzlich ein leises Raseln der Steine dort am Abhang. Und ehe ich mich noch umwenden konnte, fällt ein Schuß... zwei, drei, vier — Raseln von Schüssen! Und gleichzeitig wimmelte es von Menschen unten auf dem Strande. An der Spitze lief Christian, immer noch auf den Strimpfen

und im bloßen Kopf; und hinterher kamen die anderen Kalkbrecher ange trabt und die gesammelte weissenhäutige Mannschaft aus den Waldböfen. Der Seehund ist vom Stein verschwinden; aber man sieht ihn liegen und sich unter der Wasserdecke winden. „Heraus nach ihm! Heraus nach ihm!“ brüllten sie im Chor. „Jetzt geht er auf den Grund!“ — „Der Teufel hol' mich! Der Teufel hol' mich!“ schreit einer und schreit — „Christian, Christian, eil' Dich! Eil' Dich!“ Und resolut wirft Christian seinem Nachbarn das Gewehr zu und stürzt sich in's Meer — mit den Hosen an und Hemd und Weste und Strümpfe und allem! „Es ist ein bißchen rechts!“ schreit einer. „Es ist ein bißchen links!“ schreit ein anderer. Und Christian steht und tanzt Mazurka zwischen den Steinen, bis an die Brust im Wasser! „Hier ist er“, meldet er dann. — „Er liegt unten auf dem Grunde!“ „Herunter mit Dir, Christian!“ „Ja, aber —“ „Herunter mit Dir! — Wirst Du wohl herunter! Dud' Dich nur tüchtig!“ Und Christian verschwindet unter den Wellen. Bald darauf taucht er wieder auf. „Er lebt!“ meldet er. — „Er will beifien!“ Und das Wasser rinnt dem Mann über das Gesicht wie die heißen Thränen. „Du mußt wieder herunter!“ ruft man ihm zu. „Du mußt, hol' mich der und jener, wieder herunter, Christianchen! Pack ihn in den Kumpf! Wir können doch nicht um den Fisch kommen!“ Christian verschwindet wieder. Das Wasser brodeln und bildet Ringe, wo er untergetaucht ist. Aber nach ein paar Sekunden richtet er sich auf, und diesmal bringt er das Thier. Er hält es triumphierend an den Hinterpfoten und es windet und dreht sich, um loszukommen. Das Meer aus dem Festsand stößt ein Hurrauschgeheul aus, während Christian siegestolz hinaufwacht und den „Fisch“ vor sich auf das Ufer wirft. „Bru — u!“ sagt er dann und giebt einen halben Eimer Seewasser von sich. — „Der war Popowetter gerade tiefstinnig genug!“ „Bist Du nach geworden?“ fragte eine mitleidige Seele. „Nein“ grinst Christian und gleich selbst einen Seehund, so dicht hat das Wasser ihm die Haare an den Kopf und die Kleider an den Körper geleckt. Sie stehen alle zusammen und schauen auf den richtigen Seehund, der zu ihren Füßen liegt. Der blinkt mit den Augen und zeigt die Zähne und scheint auf eine Gelegenheit zu lauern, wieder von ihnen zu entweichen. Man kann gar nicht entscheiden, wo er getroffen ist. Sie pfeifen ihn mit den Büscheln vor und untersuchen ihn und sprechen davon, daß sie ihm gewiß einen „Gnadenschuß“ geben müßten. Da sagt plötzlich einer: „Aber Deine Uhr, Christian?“ „Ja, Himmelbonnerwetter!“ sagt Christian und langt die Uhr aus der Westentasche und hält sie an sein Ohr. „Sie tickt doch!“, sagt er beruhigt und giebt das Wasser aus dem Gehäuf. „Und das Gelb!“ ruft plötzlich einer der Kalkbrecher. „Was für Geld?“ „Unsern Tagelohn, den Du heut Morgen bekommen hast!“ „Gott und Vater!“ sagt jetzt Christian und steckt die Hand in die linke Hosentasche und zapft drei patzschaffe Zehntromschnein heraus, die von der Feuchtigkeit brüchig geworden waren wie altes Löschpapier. „Kandid, das ist 'ne Schweinerei!“ sagt ein anderer der Arbeiter und nimmt die Scheine vorsichtig zwischen zwei Finger — „was zum Teufel tollst Du auch draußen im Wasser, Du Rindvieh!“ „Jhr habt mich doch da herausge jagt!“ meinte Christian. „Herausge jagt! Du hättest es ja sein lassen können!“ „Das Thier sollte doch herauf!“ „Ach, der dreiege Fisch! Das wäre wirklich gleich gewesen, ob wir ihn bekommen hätten oder nicht!“ sagte der andere und schaute verächtlich nach dem Seehund, der beständig dalag und mit den Augen blinkte. „Aus diesen hier den Wischlappen, wird im Leben keine Münze mehr!“ „Nein, das ist es, was ich immer gesagt habe! Ich ein dritter Kalkbrecher das Wort (ein großer dicker Mann mit einem rothen leuchtenden Gesicht und gewaltigen Gliedern), wir wollen, Popowetter, Christian nicht länger zum Werkführer haben, denn er denkt niemals weder an eins, noch an's andere!“ „Nein“, sagte ein Viertel, „wir können doch nicht unsern Tagelohn seiner Kinderlügen wegen auf's Spiel setzen!“ „Die faule Kreatur!“ sagte Nummer drei wieder und spie auf den Seehund. Und plötzlich beugte er sich und ergriff ihn an den Hinterpfoten, schwenkte ihn ein paar Mal in der Luft herum und schleuberte ihn dann so zehn Ellen weit in's Wasser. „Nun kann ihn Christian ja holen, wenn er Lust hat“, meinte er. „Denn jetzt hat er doch nichts von uns Anderen bei sich, das er mit seinen Pfaffen ruinieren kann!“

Und dann winkte er den Kameraden mit dem Kopf zu. Und sie folgten ihm alle auf dem Weg zum Kalkbruch, langsam, schweigend mit gebeugten Häuptern. Die Mannschaft aus den Waldböfen stand einen Augenblick ungewiß und sah ihnen nach. Aber dann nahmen sie ganz still die Gewehre über die Schultern und schlichen den entgegengesetzten Weg davon. Und nun waren nur Christian und ich allein auf dem Wahlplatz übrig. Er stand mit seiner Uhr in der Hand und ich mit meinem Revolver und meinem Sonnenschirm. Und als ich ein wenig verlegen und gedrückt über das Meer hinschielte, kam es mir bestimmt vor, als lähe ich den Seehund den Kopf aus dem Wasser steden und über uns lachen. „Nicht heirathen.“ Novellette von Gustav Leon Welbon. Als das würdige Fräulein Gubula Bonardieu, Vorsteherin des rühmlichst bekannten Mädchenpensionats von Breteville-le-Grand — vollendete Erziehung, mäßige Preise, feinste Referenzen — mit ihren jungen Zöglingen den bedauernswürdigen Herrn Bouton, Professor der Geographie, zu seiner letzten Ruhestätte geleitet hatte, war in der ganzen großen Klasse eine allgemeine Aufregung und ein endloses Geplapper all der kleinen rosen Rindbögen, denn es galt eine sehr ernste Frage. „Auf wen würde die scharfsinnige Wahl des Fräuleins Directrice fallen, um den armen Entschlafenen zu ersetzen?“ Wie würde der Name des neuen Lehrers sein? Welches seine Keigungen, welches das Parfum, das er bevorzugte? ... Würde er das gutmüthige Aussehen Papa Boutons haben und seine goldene Brille? Geheimniß! Die große Cécilie Martin, welche dem Pensionat als Zeitungsdienste, tünchigte im Vertrauen ihren Mitschülerinnen eine große Nachricht an: „Er heißt Simplicie und wird morgen kommen!“ Es war in der That am anderen Morgen, als Fräulein Gubula Bonardieu, die zu diesem Anlasse ihr orangefarbenes Sammethäubchen aufgesetzt hatte, in der großen Klasse erschien, gefolgt von einem langen, mageren und blaffen jungen Manne. Er trug einen schwarzen Gehrock mit weiten Schößen und eine dunkelbraune Kravatte. Keine Brille, kein tarrirtes Taschentuch, wie Papa Bouton, dagegen ein faustes, schüchternes Aussehen, das Verwunderung erregte. „Meine Kinder“, sagte die Directrice, „ich stelle Euch hier Euren neuen Geographielehrer, Herrn Simplicie, vor. Es ist das ein sehr gelehrter, fein gebildeter Mann, der mir Ehre erweist, indem er einwilligt, Euch zu unterrichten. Verhaltet Euch ihm gegenüber, wie Ihr Euch gegenüber Herrn Bouton verhalten habt. Ich rechne auf Euch.“ Und während der Neuangetommene sich tief verneigte, zog Fräulein Gubula Bonardieu sich mit Würde zurück. Ein Gemurmeln ging durch die ganze Klasse; die Mädchen wechselten untereinander ihre ersten Einbride aus. Toinette Gilet machte Claire Aubriot darauf aufmerksam, daß der neue Professor seinen Schnurrbart besaß, und Célestine Langlois entdeckte, daß er einen ergötlichen kleinen Punkt auf der Nase hatte. Genevieve Benoit, die Anspruchsvolle, sah mit Verachtung auf seine häßliche Kravatte, und Rosette Bonnard juchzte vor Wonne beim Anblick seines Regenschirms. „Meine Damen“, begann Herr Simplicie mit sehr sanfter, etwas unsicherer Stimme, „ich hoffe, daß wir gute Freunde sein werden.“ Der arme Junge war stichlich eingeschüchtert. Dieser Schwarzhaar von jungen Mädchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren — ein schredliches Alter — ängstigte ihn ein wenig, und er hörte mit Bestürzung das Lachen, das schrill durch den Lärm hindurchklang. „Herr Bouton“, sagte er, „ist, wie ich glaube, bei Turkestan stehen geblieben ...“ und er begann den Unterricht. Es war eitel Wonne. Niemand hatte sein Vorgesänger so zu ihnen gesprochen. Herr Simplicie mußte sehr gelehrig sein, denn er sprach von selbst fernem Gegenstande, als ob er sie selbst gesehen hätte. Er berichtete über lokale Sitten und gab Anekdoten zum Besten. Sofort für ihn eingenommen, folgten die Damen mit Entzücken, und als das Glodenzichen die Freistunde verkündete, hatte ein „Schon!“ durch den Saal, das ihm ein Lächeln entlockte. Am nächsten Morgen erzählte man sich im ganzen Pensionat, daß die großen einen wunderbaren Professor erhalten hätten. Man gab genaue Einzelheiten über seine Person, seine Kravatte, seinen Regenschirm. Nach Verlauf eines Monats war Herr Simplicie ganz und gar der Freund der jungen Damen geworden. Sie bemühten sich, während sie sich mit den Geheimnissen Zentral-Asiens vertraut machten, die geringsten Einzelheiten aus dem Leben des Herrn Simplicie kennen zu lernen. Er hatte eine empfindliche Kehle und nahm häufig Zuckerpflöckchen, die er in bescheidenen Papierbüchlein verpackt. Er verabscheute die Zugluft und hatte eine Vorliebe für kleine Bögel. Eines Morgens hinterlegte eine un-

bekannte Hand auf seinem Pulse eine zitternde silberne Bonbonniere mit einem zierlichen Bille, das die geheimnisvolle Aufschrift trug: „Unserem geliebten Lehrer.“ Herr Simplicie erröthete bis über die Ohren und ließ einige gerührte Worte vernehmen. Eine Woche später gab ein Dienstmann bei der Hausbesorgerin an die Adresse des jungen Professors einen reizenden Stieglitz in einem himmelblauen Käfig ab, und am darauffolgenden Tage stellten mehrere Damen unauffällig einige diskrete Fragen nach dem Befinden des kleinen Vogels. Kurz, es grenzte an Vergötterung. Die anderen Lehrer magerten sichtlich ab vor Neid und Neugier, und der Professor der Arithmetik sprach davon, seine Demission einzureichen. „Geben Sie keine Angst, Herr Simplicie!“ sagten die Damen; „wir werden Sie verteidigen, wenn man Sie angreift.“ Am 17. März, seinem Geburtstage, verließ Rosette Bonnard, die Jüngste der Klasse, einen Glidwunsch in Versen, worin er mit einem Helben des alten Griechenland verglichen wurde, und Genevieve Benoit überreichte ihm in feierlicher Weise eine Krone in einem prächtigen Topf. Tief gerührt, erlaubte sich Herr Simplicie, Genevieve auf die Stirn zu küssen. Und da nun Rosette Bonnard ihrerseits vortrat, hatte er die Freundlichkeit, auch sie zu umarmen. Die übrigen jungen Mädchen folgten der Aufforderung, und die ganze Klasse ließ sich auf die Stirn küssen mit den Worten: „Wir werden dem Fräulein nichts davon sagen.“ Bald war es nicht mehr Zärtlichkeit, was man für ihn hegte, sondern Liebe. Fräulein Gubula Bonardieu wurde ernstlich unruhig. Sie fragte sich, ob in der Geographiestunde nichts Verdächtiges vorgehe, und da ihr der gute Ruf ihres löblichen Pensionats — vollendete Erziehung, mäßige Preise, feinste Referenzen — über Alles ging, wohnte sie persönlich dem Unterricht bei. Alles spielte sich in tabelloser Weise ab. Die Damen waren wirklich kleine Engel, und die Directrice selbst füllte sich von dem anziehenden Vortrage des Herrn Simplicie beglücken. Indessen der Hausmeister, der bestimmte Weisungen hatte, benachrichtigte sie, daß Claire Aubriot ihm fünfzig Centimes angeboten hatte, um Herrn Simplicie heimlich ein in Seide gefittetes Portefeuille zuzustellen. Das Portefeuille wurde abgefangen und mit Beschlag belegt. Das Fräulein, völlig außer Fassung, verlor darüber den Appetit und fragte sich mit Schreden, ob sich nicht in der That standalöse Dinge in der großen Klasse ereigneten. Nun ereignete es sich, daß gerade der Regierungs-Kommissär eintraf, um sich von dem Stande und den Fortschritten der Anstalt zu überzeugen. Das Fräulein, welches Würde darauf legte, bei der hohen Behörde in Gunst zu stehen, führte ihn in die Klasse des Herrn Simplicie, in der Gemüthlichkeit, daß ihre Zöglinge sich auszeichnen verstanden. Sie hatte sich nicht getäuscht: der Regierungskommissär selbst war völlig gebaubert von den jungen Damen, die von Turkestan sprachen, als ob sie es sämmtlich schon besucht hätten. Der Regierungskommissär nahm Fräulein Gubula Bonardieu bei Seite und sagte ihr: „Sie haben da einen ganz hervorragenden tüchtigen Lehrer. Ich werde höheren Ortes über ihn berichten und mich bemühen, seine Beförderung und Ernennung an einem der großen Lyceen durchzusetzen.“ „Ah, jawohl! Beförderung! Ernennung!“ Fräulein Gubula Bonardieu hatte diese schredliche Eventualität nicht ins Auge gefaßt. Was sollte dann aus dem Stolz ihres Lebens war und für das sie sich seit zwanzig Jahren ununterbrochen aufopfert? Man mußte ihn zu halten suchen, um jeden Preis! Und während der Nacht, einer sieberhaften, schlaflosen Nacht, hatte Fräulein Gubula Bonardieu plötzlich einen erleuchteten Gedanken, einen ungeheuerlichen Einsatz, der vielleicht Alles ins Geleise bringen würde; es war ganz einfach: Herrn Simplicie zu heirathen. Freilich, er hatte kein Vermögen. Aber war sein Wissen nicht viel werthvoller? Und welche eine Ehre würde es für sie sein, das Pensionat eines Tages vorzögeln, ja berühmt zu sehen unter der Autorität seines Namens! Und dann ... liebte sie ihn denn nicht schon ein wenig, so ganz im Innersten ihres Herzens? ... Schonend, wie es sich seitens einer Frau ziemt, die gezwungen ist, selbst den ersten Schritt in einer so delikaten Angelegenheit zu thun, wählte Fräulein Gubula Bonardieu Herrn Simplicie in ihre geheimnißvollen Pläne ein. Der junge Mann zeigte sich sehr geschmeichelt und schien mit einem Lächeln darauf einzugehen, indem er sich jedoch vorbehaltlich, die endgiltige Antwort erst am folgenden Tage zu geben. Die Sache wurde in der großen Klasse noch am selben Abend bekannt. Cécilie Martin, die Zeitung, hatte sich

gerade auf dem Gange vor dem Kabinette der Directrice befunden, als diese bemerkt hatte, daß sie sich abgespielt hatte. „Rache!“ erschallten Stimmen. „Rache!“ „Rache!“ Und als der junge Professor am nächsten Morgen in der großen Klasse erschien und seine Tagelöhne über Japan geben wollte, empfing ihn ein dumpfes Gemurmel. „Meine — Damen“, sagte er beunruhigt, „meine lieben Freundinnen ...“ „Es giebt keine lieben Freundinnen mehr!“ schrie Rosette Bonnard aus dem Hintergrunde des Saales. Herr Simplicie erhob sich, zitternd vor Erregung: „Was soll das heißen, meine Damen? Ich verstehe Ihre Haltung nicht! Sie, so reservirt sonst, so artig ...“ „Unbathbarer ...“ ertönte eine Stimme. „Unbathbarer!“ wiederholte das Echo auf zwanzig Seiten. Als er zu sprechen versuchte, begann der Lärm von Neuem, zur Empörung ausartend, zum Aufstand. Die Federhalter und die Hefte flogen durch die Klasse, und die Schreibmappen fielen am Fuße des Katheders nieder. Abschlahl verschränkte Herr Simplicie die Arme, indem er sich vergeblich bemühte, den Sinn all dieser Phrasen zu erfassen, die sich kreuzten: „Und meine Geschenke!“ „Und meine Rüsse!“ „Geben Sie das Geld zurück!“ „Dann, nach Schluß der Klasse, begab er sich feierlich zu Fräulein Gubula Bonardieu und überreichte ihr eine lange Strafliste. Er fügte seine Demission als Professor des Pensionats von Breteville-le-Grand hinzu, und er mußte der Directrice zu seinem Bedauern die Mittellegung machen, daß er noch reichlicher Ueberlegung beschloffen habe, dem Zunggefehlende treu zu bleiben. Noch an demselben Abend bestieg er den Zug nach Paris und lebte in jene entlegenen Gegenden zurück, von wo er gekommen war, den Stieglitz in seinen blauen Käfig und die Geschenke, die er erhalten hatte, mit sich nehmend. Niemand wurde seine Abreise gewahrt, die sich bei hereinbrechender Nacht vollzog. Am anderen Morgen kam Fräulein Gubula Bonardieu tröstlos, mit verfürten Widen, ihr orangefarbenes Häubchen verfehrt auf ihrem grauen Haar, selbst in die Unterrichtsstunde, um der großen Klasse die Demission des Herrn Simplicie anzugeben. Sie fand die Damen in großer Aufregung, leise und unruhig mit einander flüsternd, und als sie schwand die Stufen des Katheders hinauffstieg, hielt sie plötzlich entsetzt vor der großen schwarzen Tafel inne: eine weiße Hand hatte mit Kreide die geheimnißvollen Worte darauf geschrieben: „Nicht heirathen!“ Auf dem Fest Von Frida Schanz. Auf dem Fest, auf dem lichterblanten, Hört' ich heute ein Paar — sich zanken! Seltsam war die Sprache der beiden; Konnten sich wohl auf den Tod nicht leiden. Führten so schonungslos ihre Fehde, Schritten sich an mit so spöttlicher Rede, Tauschten Hiebe, so hitzig lobend, Sahen sich an, so müthig drohend, Reizten sich mit so kühen Reden — Ich vernahm es mit Angst und Entsetzen, Blicke die beiden an, gar fliehend! Aber plötzlich wurde ich sehend Durch ein Licht, das den Blick mir hellte, Sah ich, daß Liebe sich so verstellte! Lachend hab' ich mich weggebenbet; Meine Seele hat mich gelendet: Unter feindlichen Offenheiten Sah ich's wonnig und warm sich breiten, Sah ich's selig und tief sich dehnen: Geiße Liebe, mächtiges Sehnen, Treue, durchs feste Nacht zu trennen, Aller'ertliche Einandertennen, Aller'onnigster Glanz und Schimmer. Lachen muß ich den Abend immer! — Auf dem Heimweg, beim raschen Wandern, Unter Flocken, voraus den andern, Dach' ich mir die Schelme, die beiden, Wie sie sich dann wohl erinnernd weiden An dem frühlichen frischen Wiße, An dem goldenen Wogengeblühe, An dem funkelnden Spiel der Stunde — Ueber dem tiefen, tiefen Grunde! Corruption in Südafrika. Ein australischer Freiwilliger schreibt aus Südafrika: „Die britische Regierung wird rechts und links bestohlen. Einige Provinzial-Unterofficere und Soldaten, die in den Vorrathsmagazinen angestellt sind, machen sich, wie allgemein bekannt ist, keine Vermögen. Ich habe es selbst aus dem Munde mehrerer solcher Leute gehört, daß sie durch Verkauf von Regierungsvorräthen 200 bis 500 Pfund Sterl. profitirt hätten; und ein Mann, der Vertreter einer Firma von Fleischlieferanten war, erzählte mir, daß er über 2000 Pfund Sterl. „gemacht“ habe, bloß dadurch; daß er mit — füllschweigernder Guttheilung der betreffenden Offiziere — requirirtes Rindfleisch beanfpruchte und dann den Behörden, resp. dem Kriegsminister als „geliefert“ verrechnet hätte.“